

Der Schmetterling,

belletristisches Beiblatt zum „Spiegel.“

Der deutsche Handwerker im Orient.

II.

(Schluß.)



Am andern Morgen, beim Aufgang der Sonne reitet Alles, so stark die Thiere nur laufen wollen, bis zum Jordan; Männer, Weiber, Alles ist bald entkleidet, Jeder sucht dem Andern zuvorzuthun, und plötzlich ist die ganze Gesellschaft im Wasser, das heilige Bad im heiligen Strom zu nehmen. Auch unser Landsmann treibt seine Kappen, läuft so viel er kann, er muß auch das heilige Bad nehmen, das macht in so bunter Gesellschaft Spaß. Dabei kann ja auch über ihn der heilige Geist kommen. Nun geht's zurück, beim todten Meer vorüber, denn der Handwerksbursch muß Alles sehen. Aber der Fußgänger muß sich sehr in Acht nehmen, es heißt in der Schrift: Es war ein Reisender von Jerusalem nach Jericho, der fiel in die Hände der Räuber. Das gilt auch noch heute. Dester kommt es vor, daß ein armer wandernder Handwerksbursch hinter der Karavane zurückbleibt, und dann von den aufslauernden Beduinen angefallen wird. Er verliert seine Habseligkeiten und bekommt noch Schläge dazu, so kehrt er hinfend und niedergeschlagen nach Jerusalem zurück. Im Kloster wird er wieder freundlich aufgenommen. Die Mönche sehen allmählig zu, ob das frivole heilige Bad im Jordan nicht den heiligen Geist bei ihm angefaßt habe, ob er nicht der allein seligmachenden Kirche sein Herz habe zugewandt. Die Befehrungsversuche werden unter der Leitung eines sehr strengen Herrn, des Hungers nämlich, vorgenommen, denn der Handwerksbursch wird ja um Christi willen christlich verpflegt.

Die praktischen Befehrungsversuche haben bei vielen unserer Landsleute den gewünschten Fortgang, und sehr oft haben die Mönche in Jerusalem ein verlornes Schaf, das sie zur Heerde Christi zurückbringen. Das ist auch natürlich, denn die würdigen, protestantischen Geistlichen haben keinen Zugang zu ihnen, da natürlich der Bischof und die protestantischen Prediger nicht in's Kloster gehen können. Se. Majestät der König von Preußen wünscht deshalb ein Hospiz für Deutsche in Jerusalem anzulegen, welches unter der Leitung protest. Geistlichen stehen soll. Ein Jeder, der in Jerusalem gewesen, kann die Nothwendigkeit und Nützlichkeit eines solchen Instituts bezeugen.

Wir hoffen, daß auch die Zeit nicht mehr fern sei, in der dem ermüdeten deutschen Wanderer von protestantischer Seite aus in Jerusalem wird Erquickung geboten werden, und daß im Hospiz sie die segensreichen Worte der heiligen Schrift in ihrer Weise vernehmen werden. Uebrigens habe ich auch in Jerusalem viele gesinnungstüchtige deutsche Handwerker getroffen, die am ersten Ostertage am heiligen Abendmahl mit Theil nahmen.

Hat der Handwerker eine Zeit in Jerusalem verweilt, so treibt es ihn weiter. Vier Wochen nur beköstigt das Kloster; ist es dagegen den Mönchen gelungen, ihn in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückkehren zu lassen, stärkt man ihn wohl zur Errettung seiner Seele 8 Wochen hindurch. Die Gastfreundschaft hat jedenfalls früher oder später ein Ende, dann muß der Handwerker zusehen, wohin er seine Schritte lenken möge. In seinem Gewerbe ist er meist so zurückgekommen, daß er nicht recht sich mehr darf sehen lassen. Ein halbgebildetes Land kann ihm dagegen wohl noch Verdienst gewähren. Deshalb wirft er seine Augen nach Aegypten, denn dort ist ein Pascha, der bei seinen von Europäern errichteten Instituten und begonnenen Unternehmungen der Handwerker bedarf.

Die Reise von Jerusalem nach Kairo macht man auf dem kürzesten Wege über el Arish in 12 Tagen, von denen man 7 Tage auf dem Kameele und 5 Tage in der Quarantaine in el Arish zubringt. — Die meisten Reisenden gebrauchen doch wenigstens 4 Kameele für sich und ihre Bequemlichkeit. Der Handwerker nimmt sein Känzel mit seinen Lumpen, einigen Bröckchen und was er sonst noch bei seiner Abreise zum Geschenk bekommen, und marschirt in die Wüste, nachdem er noch einmal in Gazah Halt gemacht hatte. — Er wählt meist die Gelegenheit so, daß er in der Nähe einer Karavane wandert, deren Herr ihm dann wohl hier und da einiges von seinem Ueberfluß zukommen läßt.

Unter diesem Schutz gelangt der Handwerker dann nach Kairo. Ein anderer Weg ist zu Schiffe von Jaffa nach Alexandria, den unser Wanderer für wenig Geld auf einem arabischen Fahrzeug oder einem Dampfschiff auf die oben beschriebene Weise zurücklegen kann.

Unser deutscher Landsmann kommt nun nach Aegypten, wo er gehofft, reichen Verdienst zu finden, aber die goldenen Träume sind Schäume. Zwar

kann er hier zum Theil Verdienst finden, aber selten gereicht er ihm zum Segen.

Der Handwerker verdient in Aegypten zu wenig, so daß er Noth leidet, oder verdient zu viel, so daß er ausschweifend wird. — Dieser letzten Ursache wegen hat der deutsche Handwerker in Aegypten oft schon Kredit und Arbeit verloren.

Früher beschäftigte man zum Beispiel in Alexandria im Arsenal eine große Anzahl von Handwerkern und bezahlte einem Jeden 20 Piaſter (1 Rthlr. 10 Sgr.) pro Tag. Doch war das Geld den Handwerkern nur Ursache zu Ausschweifungen. Oft betrunken, versetzten sie die Stadt in große Unruhe, und als der Consul ihrem wilden Treiben entgegentrat, wagten die Deutschen fast, sich zu empören und sollen auch einmal das Schild vom Consulat herabgerissen haben. Für die Vertreter unserer Obrigkeit gehören deshalb sehr entschiedene Charactere, da die Handwerker demselben das Leben gar zu sauer machen.

Der deutsche Handwerker hat bekanntlich sehr viel Kraft, und wenn er dieselbe mißbraucht und der Obrigkeit nicht recht gehorchen will, ist ein ewiger Streit zwischen Protector und Protegé; denn der Fremde hat in halbgebildeten Staaten, die vom Abendlande mehr abhängig sind, viel mehr Freiheiten, als man ihm im Vaterlande gestattet. Kleinere Vergehen übersieht man gern, und selbst größere kann man oft nicht so bestrafen, wie es sich gebührte. Wehe der Obrigkeit, die bei vorkommenden Fällen nicht energisch aufzutreten weiß. Der frühere preussische Generalconsul Wagner hat das wohl verstanden. Die ihn nach seiner Abreise vertretenden Dragomane hingegen waren ihren Schülzlingen durchaus nicht gewachsen.

Ebenso habe ich einmal in Kairo eine Art Auflehnung der 16 preussischen Schülzlinge gegen den einige 80 Jahre alten schwachen Greis Bofei erlebt, die durch ein energisches Auftreten von Seiten der Behörde leicht hätte vermieden werden können. Die Streiche, welche man von den wüsten Deutschen dort hört, haben oft etwas Spaschhaftes. So hat einmal ein Handwerker in Alexandrien auf einem Esel einen Ritt unternommen, indem er sich ganz stolz mit einem Säbel umgürtet hatte. Als nun der Esel nicht recht gehen will, springt er vom Thiere, zieht den Säbel und haut dem armen Thier mit einem Hiebe den Kopf ab. Wie sich von selbst versteht, hatte sich unser Held zuvor mit Branntwein zu dieser Heldenthat ermuntert und glaubte ein zweiter Gottfried von Bouillon zu sein, der bekanntlich auf der Jagd in Syrien mit einem Hiebe einen Bären erlegte. — Jubelnd verkündet nun der Eselheld seine That und will dem Treiber das Thier nicht ersetzen, da es ja doch nicht seine Schuld gewesen, daß das Thier nicht

hatte laufen wollen. Der Generalconsul ließ mit Recht den kühnen Nachahmer Gottfried Bouillons das Thier ersetzen und sperrte ihn noch dazu für seine Heldenthat ein.

Durch dergleichen unruhige Streiche hat man sich bewogen gefühlt, den Deutschen die Arbeit im Arsenal und sonst an öffentlichen Orten zu nehmen, wozu freilich noch kommt, daß die französischen Ingenieure, welche die öffentlichen Arbeiten leiten, natürlich ihre Landsleute vorziehen.

Dennoch ist in Aegypten noch Verdienst zu finden, aber das Schlimme bleibt immer, daß wenn die Handwerker Arbeit haben, sie in zwei Stunden so viel verdienen, als sie den ganzen Tag zu ihrem Unterhalt gebrauchen. Der leichtsinnige Deutsche denkt dann, es könne ihm nicht fehlen und legt nichts zurück, sondern vertrinkt und verpraßt das Leichtverdiente.

Zu dem unordlichen Leben wird leider der Handwerker schon durch die Verhältnisse verführt. Es finden sich nicht in Kairo Mädchen, mit denen der Deutsche sich wohl verheirathen und einen Hausstand bilden könnte, wenn er aber im Hause allein sich nicht wohlfühlt, wird er schon durch die Langweile in die Schenke getrieben. Die ordentlicheren, denen das Leben in der Schenke durchaus zuwider ist, wenden sich deshalb an die Töchter des Landes und je nach ihrer Neigung und ihren Geldern vermählen sie sich mit einer Schwarzen oder Weißen.

Vermählung ist nicht der rechte Ausdruck im Orient, Heirath heißt hier eigentlich: „man nimmt in den Ehedienst“; denn man schließt die Heirath mit Geld. Zwei Dritttheile bezahlt man im Voraus, bei der Verheirathung und ein Dritttheil, wenn man die Donna wieder entläßt. Weiße erstet sich wohl ein Handwerksmann für 800 Piaſter, d. i. 42—56 Rthlr. Schwarzen kann er fast umsonst das Ehejoch auflegen.

Die wahrhaft gemischten Ehen zwischen Schwarz und Weiß sind freilich etwas Schaudererregendes. Besucht man einen deutschen Handwerker und ein solches kohlenfarbiges Gesicht schaut uns aus dem Hause entgegen, scheint freilich uns ein solches Eheglück gar schwarz. — Auch die Sprößlinge, die als lebendige Beispiele der Farbenmischung mit ihrem milchkaffee- oder chokoladefarbenen Antlitz uns entgentreten, können den Eindruck nur wenig mildern. Und doch haben diese das beste Theil erwählt; denn die Schwarzen, meist entlassene Sklavinnen, leben hübsch häuslich und still, während die Koptinnen, die man theurer dort in den Ehedienst nimmt, unordentlich und verschwenderischer sind. — Freilich, eine wirkliche geistige Genugthuung, eine wirkliche Ehe, kann bei der Kreuzung der Racen immer nur in höchst seltenen Fällen stattfinden.

Aber von den traurigen Verführungen, welche den deutschen Handwerkern durch Trunk, Spiel und Ueße drohen, sind sie doch meist bewahrt. Fortwährend kann man im Ruski, dem Frankenviertel in Kairo, deutsches Geschrei hören, das durch die italienischen, arabischen und griechischen Wortverwicklungen noch hindurchdringt, und in der Schenke ist oft die deutsche Sprache die obsiegende.

Keine Gelegenheit wird von den deutschen Handwerkern versäumt, um Geld auszugeben, und zwar in so reichem Maaße als nur möglich.

Als Abbas Pascha aus Konstantinopel zurückkehrte, veranstaltete man eine sogenannte Sireh, d. i. Ausschmückung, eine Illumination. Wie gewöhnlich war hier wieder die Mischung verkommener orientalischer Bildung und übertragener occidentlicher überall hervortretend. Die schmutzigen, düsteren arabischen Lumpen wechselten mit hellen europäischen.

Staunend, ob des großen Glanzes, wogten die arabischen Volksmassen auf und nieder; doch dazwischen sah man in großem Halloh einige maskirte Gestalten, Harlekins, Pierrots, Ritter u. dgl. m. Wie Bienenschwärme waren die Araber um die Gestalten. Schon in der Ferne erkannten wir unsere Pappenhäimer. Der Zug kam näher; die Maskerade, so erbärmlich sie auch war, erregte doch allgemeine Sensation, da die Heldenfiguren oft in sehr schwankender Stellung und sehr tiefem Geschrei sich einander begrüßten.

Die ganze Scene war mir zuwider. In meinem Unwillen vergaß ich mich — und sprach deutsch zu meinem Freund. Was die Deutschen nur davon haben, sich hier von den Arabern auslachen zu lassen. — Das war ein entsetzlicher Fehler. Ha Landsmann, erschallte es von allen Ecken wieder; ha Landsmann, schrie ein Trunkenbold, Du sollst Bacchus sein. Ich war umringt, der Kranz mir aufgesetzt, der Stab mir in die Hand gegeben, und so mußte ich denn für mein nationales Mitgefühl büßen. Ich hätte natürlich die Bacchusehre nicht umsonst gehabt, denn ich hätte wohl den Bacchanten den Stoff zu ihrer Begeisterung geben müssen. Was half daher mein Widerstreben, ich wurde als deutscher Bacchus eine Weile mitgeführt, bis an eine dunklere Ecke, wo ich froh und freudig die Zeichen meiner neuen Götterwürde von mir warf und als einfacher Menschensohn entrann, glücklich, aus jenem tumultuarischen Brauntweinhimmel wieder auf die Erde gekommen zu sein. — Das war die Strafe dafür, daß ich meine liebe Muttersprache geredet.

Aegypten begräbt meist den Handwerker, dessen Körper durch die vielen Schicksale auf seinen Wanderungen durch Entbehrung und Verschwendung, durch Hitze und Kälte geschwächt ist. Jedenfalls kann er nicht in der Weise zurück, daß er sein Ge-

werbe in Deutschland wieder mit Glück betreiben könnte, er ist, um einen etwas unklassischen Ausdruck zu gebrauchen, gänzlich verbummelt. Gar selten nur kehrt einer von seiner Wanderung so zurück, daß er nicht sein besseres Ich verloren hätte, daß er seine Thatkraft und seine Moralität noch ungeschwächt erhalten. Ein solcher könnte wirklich in einer spaßhaften Odyssee als Odysseus gepriesen werden, der den Syrenen, den Meerjungfern, den Cyclopen, den Beduinen und den geistigen Feinden glücklich entronnen wäre.

Jeder Menschenfreund kann deshalb nicht aufhören zu warnen gegen eine solche kühne Wanderung, denn nicht einen Jeden beschützt Minerva, die Göttin der Kunst und Wissenschaft. Jeder Beamter des Staates, welcher uns im Auslande vertritt, sollte nicht aufhören zu warnen gegen eine solche kühne und gefährliche Wanderung, auf der die Wege der Tugend so steil und eng, die Wege des Lasters hingegen so weit und verführerisch sind.

Nur sehr wenige Gewerbe bieten hier Verdienst, meist nur Schuhmacher, Schneider, Tischler und solche Gewerbe, die ein Mann schon allein durchführen kann; ein jedes Gewerbe hingegen, das mit andern muß in Verbindung gesetzt werden, um die Arbeit zu vollenden, ist höchst bedenklich und nur dann im Orient zu betreiben, wenn man Fleiß und Mittel hat, dasselbe auch wirklich durchzusetzen.

L i t e r a t u r.

Wir haben jüngst eine Schilderung französischer Zustände mitgetheilt, die ein englischer Tourist mit etwas puritanischem Humor, aber mit treffender Beobachtungsgabe in seinem Tagebuche bietet. Sie hatte die Advokaten und Schriftsteller von Paris zum Gegenstande. Folgen wir heute dem Verfasser auf ein anderes Gebiet, wo er nämlich die Franzosen belächelt, die seit 60 Jahren die drei Stände abgeschafft zu haben glauben, während die Einheit der Sitten doch nur in der Einheit der Kleider und Hüte sich ausspricht.

„Die Gesellschaft besteht immer noch aus drei Welten, sagt er, von denen die erste das ist, was wir die offizielle Welt zu nennen pflegen. Die offizielle Welt kennt nur wieder eine Klasse von Menschen, nämlich den Mann im schwarzen Frack, aus dem man einen Volksrepräsentanten, einen Verwaltungsmann, einen Präfekten, oder einen Geschäftssekretär machen kann. Diese Menschenklasse ist eben nicht gefährlich; sie ist, was man eine „gute Gesellschaft“ nennt, höflich und zurückhaltend. Die Leidenschaften

treten in ihr nicht Aug in Aug gegenüber, die Leute erscheinen nicht vom Fuße bis zum Kopfe gewaffnet, Jeder sucht hier nach einer Stelle, wo er den andern fassen könne, ohne sich selbst zu verletzen. Diese Welt hat nicht die Kenntniß der Wirklichkeit und der Leidenschaften in den andern Klassen der Gesellschaft. In der That, der Abenteuerer und der Gassenjunge kennt die Gesellschaft gründlicher als die Klasse. Ueberhaupt ist kein Europäer in Frankreich so fremd, als der Franzose, und deshalb können die Franzosen auch von ihrer abstrakten Politik nicht loskommen. Der höhern Klasse ist das Leben und Treiben der niedern gänzlich terra incognita; die offizielle Welt kennt die kommunistische nicht."

"Zwischen diesen beiden Welten aber schwebt, ohne Disciplin und Leitung, die Mittelklasse. Blind schwankt sie unter dem Drucke der Ereignisse hin und her. Zwischen zwei Gesellschaften eingeklemt, sieht sie auf die eine mit einem Mißtrauen, welches ihr angelegentlichst eingeflößt wurde, und auf die andere mit einer Furcht, der es in der That an Grund nicht fehlt. Und kann man noch erstaunt sein, wenn in Frankreich die Revolution an der Tagesordnung ist? Die verschiedenen Klassen der französischen Gesellschaft lernen sich erst in den Straßen von Paris kennen, wenn sie sich gegenseitig morden. Und fällt der Franzose, dann fällt er in all seinen Kämpfen nicht wie ein Märtyrer — dazu fehlt ihm die christliche Tugend — sondern wie ein Athlet heidnischen Ungedenkens. Die Besten fallen wie Cäsar, indem sie sich in ihren Mantel hüllen, um anständig zu sterben. Der Pariser ist muthig, aber er weiß nicht, was der Tod ist; er weiß nur: daß alle Menschen sterben müssen. Er schlägt sich gut, er entleibt sich vortrefflich, er hängt sich mit Koketterie, er ersüßt sich mit Grazie und wirft sich mit Effekt in die Seine; doch durch Selbstmord oder bei einem Aufstande sterben, heißt eigentlich gar nicht sterben, es heißt nur zufällig aufhören zu sein. Das ist die Bravour eines Gladiatorentodes; — aber der Christ nennt das schlecht sterben. Der Pariser stürzt sich in die Gefahr, wenn seine Nerven gereizt und seine Leidenschaften entflammt sind, so wie der Fiebertolle durch das Fenster sich stürzt, mit einem Sprunge, wie der muthigste Mann ihn nicht wagen würde."

Ueber Lord Byron's literarischen Character.

(Nach Macaulay.)

II.

Lord Byrons Leben fiel in die Zeit einer großen literarischen Revolution. Die Dichterdynastie, welche

die Nachfolger Shakespeares und Spensers entthront hatte, ward ihrerseits durch ein Geschlecht entthront, das sich als Erben des alten, so lange durch Usurpatoren aus seinem Besitze verdrängten Stammes darstellte. Die wahre Natur dieser Revolution ist aber, wie wir glauben, von der großen Mehrzahl derer, die zu derselben beitrugen, nicht begriffen worden. Es hat daher besonderes Interesse, diese Umwälzung näher zu betrachten.

Wodurch unterscheidet sich besonders die Poesie unserer Zeit von der des vorigen Jahrhunderts? — Neun und neunzig Personen unter hundert würden antworten: Die Poesie des vorigen Jahrhunderts sei korrekt, aber kalt und mechanisch gewesen, wogegen die Poesie unserer Zeit, obgleich sie wild und unregelmäßig sei, weit lebhaftere Bilder darbiete und die Leidenschaften viel stärker aufrege, als die Poesie Addison's oder Pope's.

Ebenso hören wir beständig sagen: Die Dichter des Zeitalters der Elisabeth seien zwar viel genialer, aber weit weniger korrekt, als die zur Zeit der Königin Anna. Dabei scheint als ausgemacht angenommen zu werden, daß zwischen Korrektheit und Schöpferkraft einige Unverträglichkeit herrscht. Wir dagegen meinen, daß diese Vorstellung bloß aus einem Mißbrauch von Worten entsteht und viele Trugschlüsse veranlaßt hat, welche die Wissenschaft der Kritik verwirren.

Was versteht man unter Korrektheit in der Poesie? Wenn unter Korrektheit die Befolgung solcher Regeln verstanden wird, welche ihren Grund in der Wahrheit und im Wesen der menschlichen Natur haben, dann ist Korrektheit nur ein anderer Name für Vortrefflichkeit. Wird, im Gegentheil, unter Korrektheit die Befolgung rein willkürlicher Regeln verstanden, dann mag Korrektheit ein anderer Name für Abgeschmacktheit und Albernheit sein.

Von einem Schriftsteller, welcher sichtbare Gegenstände falsch beschreibt und die Eigenthümlichkeit eines Charakters verlegt, — von einem Schriftsteller, der zum Beispiel die Berge „ihre schlaftrunkenen Häupter“ in der Nacht „nicken“, oder einen Sterbenden mit prablerischem Wortschwall von der Welt Abschied nehmen läßt, kann man in der wahren und hohen Bedeutung des Wortes sagen, er schreibe inkorrekt. Denn er verlegt das erste große Gesetz seiner Kunst; seine Nachahmung ist dem nachgeahmten Gegenstande durchaus unähnlich. Die vier Dichter, welche von Inkorrekttheit dieser Art am meisten sich frei gehalten haben, sind Homer, Dante, Shakespeare und Milton. Sie sind daher in Einem Sinne, und zwar im besten Sinne, die korrektesten Dichter. In dieser Bedeutung ist das gewöhnlich für das inkorrekteste unter allen Shakespeare'schen Dramen gehaltene Lustspiel, Troilus und Cressida, unendlich

korrekter, als diejenigen Dramen, die man die korrektesten Stücke der korrektesten Dramatiker nennt, — z. B. als Racines Iphigénie. Die von Shakespeare in jenem Lustspiel darzustellenden Griechen sind sicherlich den wirklichen Griechen, welche Troja belagerten, weit ähnlicher, als die Griechen Racines. Allerdings würde Racine vor dem Gedanken erschauern haben, einen Krieger bei der Belagerung Troja's den Aristoteles anführen zu lassen. Aber was nützt es, einen Anachronismus zu vermeiden, wenn das ganze Stück ein einziger Anachronismus ist, — nichts enthält, als die Gefühle und Redensarten von Versailles im Lager zu Uulis?

In dem Sinne, in welchem wir hier das Wort Korrektheit gebrauchen, sind auch Walter Scott, Wordsworth und Coleridge korrektere Dichter, als Pope und Addison, die gemeinlich für Muster von Korrektheit ausgegeben werden. Es findet sich z. B. in Addison's Cato keine einzige Scene, in welcher nicht das eigenthümliche Wesen der Charaktere, der Sprache und der Situation viel gröber verletzt wäre, als in irgend einem Theile des „Gesangs des letzten Minstrel's“.

In welchem Sinne wird denn nun das Wort Korrektheit von denen gebraucht, welche sagen, Pope sei der korrekteste aller englischen Dichter gewesen? Was ist die Natur und der Werth der Korrektheit, welche dem Macbeth, dem Lear, dem Othello Shakespeares abgesprochen wird? Wir können kein ewiges Gesetz, kein auf Vernunft und auf die Natur der Dinge gegründetes Gesetz entdecken, welches Shakespeare nicht viel strenger beobachtete, als Pope. Versteht man aber unter Korrektheit das Sichrichten nach einer kleinlichen Gesetzgebung, welche, während sie gegen wirkliche Mängel nachsichtig ist, ohne einen Schatten von Vernunft, vermeintliche Mängel vervielfacht, — versteht man unter Korrektheit eine neue Beachtung gewisser ceremonieller Observanzen, welche für die Poesie nicht wesentlicher sind, als die Etiquette für gutes Regieren, — dann freilich mag Pope ein korrekterer Dichter sein, als Shakespeare. Es kann aber füglich in Zweifel gezogen werden, ob diese Art von Korrektheit ein Verdienst, — ob dieselbe nicht vielmehr ein absoluter Fehler ist.

Der sicherste Weg, ein richtiges Urtheil über die Regeln zu fällen, von welchen die englische Poesie während des vorigen Jahrhunderts sich leiten ließ, ist der, daß man die Wirkung betrachtet, welche sie hervorbrachten. Seit der Mitte jenes Jahrhunderts waren die Sprache und die Versbildung der englischen Poesie in dem Sinne, in welchem das Wort gewöhnlich gebraucht wird, höchst korrekt.

Gleichwohl sind die dreißig Jahre, welche zwischen den Jahren 1750 und 1780 verflossen, in Bezug auf Poesie, der kläglichsste Theil der englischen Literatur-

geschichte. Dieselben haben uns kaum irgend eine erwähnenswerthe Dichtung vermacht. Zweihundert oder dreihundert Zeilen von Gray, zweimal so viel von Goldsmith, wenige Stanzas von Beattie und Collins, wenige Strophen von Mason, waren die Meisterstücke dieser Zeit vermeintlicher Vortrefflichkeit englischer Dichtkunst.

Es ist darunter eben nichts, was in den ersten Rang dichterischer Erzeugnisse, und wenig, was im zweiten Range sehr hoch gesetzt werden könnte.

Endlich, als die Dichtkunst in den äußersten Verfall gerathen war, fing das Uebermaß des Uebels an, die Heilung zu bewirken. Die Menschen wurden einer abgeschmackten Uebereinstimmung mit einem Maßstabe überdrüssig, dessen Geltung nicht aus der Natur der Dinge, oder aus der Vernunft abgeleitet werden konnte. Eine leichte Kritik hatte sie gelehrt, der unechten Korrektheit zeitgenössischer Dichtlinge einen abergläubischen Werth beizulegen. Eine tiefere Kritik führte sie zurück zu der wahren Korrektheit der ersten großen Meister. Die ewigen Gesetze der Dichtkunst gewannen ihre Macht wieder, und die zeitweiligen Moden, durch welche jene Gesetze unwirksam gemacht worden waren, folgten der Perrücke des Lovelace und dem Reifrock der Clarissa nach.

Während die Dichtkunst in jedem Jahre schwächer und mechanischer wurde, während die eintönige Verskünstelei, welche Pope eingeführt hatte, durch seinen glänzenden Witz und durch seine Gedrungenheit des Ausdrucks nicht länger gehoben, ihre bestechende Kraft auf das Ohr des Publikums verlor, — zogen die großen Werke der alten Meister täglich mehr und mehr die Bewunderung, die sie verdienten, auf sich. Shakespeares Dramen wurden besser gespielt, besser herausgegeben und besser verstanden, als sie es jemals gewesen waren. Die alten englischen Balladen wurden von Neuem mit Vergnügen gelesen, und es ward Mode, dieselben nachzuahmen. Eine literarische Revolution war offenbar im Anzuge. In dem Geiste der Menschen herrschte eine Gährung, eine unbestimmte Sehnsucht nach etwas Neuem, eine Neigung, mit Entzücken Alles zu begrüßen, was beim ersten Anblick den Schein der Originalität haben möchte. Ein reformirendes Zeitalter ist stets fruchtbar an Betrügnern. Daraus ist die Erscheinung Macpherson's zu erklären, der sich zu den wahren Reformatoren der englischen Dichtkunst, wie Knipperdoling zu Luther, oder Clooz zu Turgot, verhielt. Alles, was die abgeschmackte Eintönigkeit der korrekten Schule unterbrach — war dem Publikum genehm.

Der Vorläufer der großen Wiederherstellung der englischen Literatur war Cowper. Dieser Mann besaß gerade dasjenige Talent, welches ihn dazu geeignet machte, die Dichtkunst aus ihrer tiefen Ernü-

drigung zu erretten. Streng genommen, kann er kein großer Dichter genannt werden. Er hatte keine sehr große schaffende Gewalt, aber große Kraft des Gedankens, große Wärme des Gefühls, und, was vor Allem wichtig war, — eine sich der Rohheit nähernde Männlichkeit des Geschmacks. Er hatte nichts zu thun mit mechanischer Versmacherei und konventionellen Redensarten. Er schrieb über Dinge, welche sein Herz in Feuer setzten. Allerdings war er nicht frei von Affektation. Aber seine Affektation war der damals herrschenden Affektation gerade entgegengesetzt. Der innere Werth seiner Gedichte ist beträchtlich. Unschätzbar aber ist das von ihm aufgestellte Beispiel der Empörung gegen ein absurdes System des Dichters. Seine Rolle ist aber mehr die eines Moses, als die eines Josua. Er begann die Befreiung aus der geistigen Gefangenschaft, ohne in das gelobte Land der Poesie zu kommen.

Während der zwanzig Jahre, welche auf den Tod Cowper's folgten, ward die Revolution in der englischen Dichtkunst gänzlich vollendet. Zu dieser Vollendung trug keiner von den Schriftstellern jener Periode, — selbst Walter Scott nicht, — so sehr bei, wie Lord Byron. Doch trug er zu diesem Erfolge wider seinen Willen bei und machte sich selber beständig darüber Vorwürfe. Alle seine Geschmäcke und Neigungen bewogen ihn für die Dichterschule, welche unterging, und gegen die Schule, welche aufkam, Partei zu ergreifen. Von Pope selber sprach er mit übermäßiger Bewunderung. Wagte er auch nicht zu sagen, Pope sei ein größerer Dichter als Shakespeare oder Milton, so deutete er doch sehr klar an, daß er denselben dafür hielt. Unter seinen Zeitgenossen veranlaßte schwerlich irgend Einer ihn zu so vielen Aeußerungen der Bewunderung, wie Gifford, der, als Dichter betrachtet, nichts als Pope, ohne Pope's Wiß und Phantasie, war. Dann und wann pries er Wordsworth und Coleridge, aber ohne Freundlichkeit und Herzlichkeit. Wenn er sie dagegen angriff, setzte er seine eigene „Pilgerfahrt Harold's“ unter seine „Nachahmung der Dichtkunst des Horaz“, obgleich in Wahrheit diese seine Schrift nur ein schwaches Echo Pope's und Johnson's ist. Er erklärte bestimmt seine Billigung der dramatischen Einheiten des Raums und der Zeit — der abgeschmacktesten Gesetze, durch welche jemals Genie in Knechtschaft gehalten wurde. Irgendwo vergleicht er die Poesie des achtzehnten Jahrhunderts mit dem Parthenon, und die des neunzehnten Jahrhunderts mit einer türkischen Moschee, und rühmt, daß, obgleich er seinen Zeitgenossen bei Errichtung ihres grotesken und barbarischen Gebäudes förderlich gewesen sei, er sich doch nie mit ihnen zur Entweihung der Ueberbleibsel einer unverderbteren und anmuthsvolleren Bauart verbunden habe. An einer andern Stelle ver-

gleicht er ferner die Veränderung, welche vor Kurzem mit der englischen Dichtkunst vorgegangen war, mit dem Verfall der lateinischen Poesie nach dem Zeitalter des Augustus.

„Zur Zeit Pope's“, sagt er, „war in England Alles horazisch, jetzt ist Alles claudianisch.“

Für die großen antiken Meister der Kunst hegte Byron keine sehr enthusiastische Verehrung. In einem seiner Briefe gebraucht er Ausdrücke, die klar zeigen, daß er Pope's Iliade dem Original vorzog. Unter allen Dichtern ersten Ranges scheint er am meisten Dante und Milton bewundert zu haben. An Spenser fand er wenig oder nichts Schätzenswerthes.

Aber Byron der Kritiker und Byron der Dichter waren zwei von einander sehr verschiedene Menschen. Zwar mögen die Wirkungen der Theorie oft in seiner Praxis sich nachweisen lassen. Seine Sinnesart bewog ihn jedoch, sich dem literarischen Geschmack der Zeit anzubequemen, in welcher er lebte; und seine Talente würden ihn befähigt haben, sich dem Geschmack jenes Zeitalters anzubequemen. Wie wohl er viel von der Verachtung der Menschheit sprach und obgleich er sich rühmte, mitten in der Unbeständigkeit des Glücks und des Ruhmes sich selber vollkommen genug zu sein; so zeigte doch sein literarischer Lebenslauf nichts von jenem einsiedlerischen und ungeselligen Stolz, welchen er zu hegen, sich den Schein gab. Wir können ihn uns daher nicht denken, — gleichwie Milton und Wordsworth, — der Kritik seiner Zeitgenossen Trotz bietend, ihren Spott erwidern, und an einem Gedicht arbeitend, mit der Ueberzeugung, dasselbe werde unpopulär sein, aber zugleich mit der Ueberzeugung, daß dasselbe unsterblich sein werde. An einer Stelle, wo von politischer Größe die Rede ist, hat er durch einen seiner Helden den Satz aussprechen lassen, daß: „wer gern herrschen möchte, dienen muß“; und dies bezeichnet er als einen Grund, in das politische Leben nicht einzutreten. Dabei dachte er nicht, daß die Herrschaft, welche er in der Literatur ausübte, durch Dienstbarkeit erlangt, — dadurch erkauft worden war, daß er seinen eigenen Geschmack dem Geschmack des Publikums zum Opfer gebracht hatte.

Er war das Geschöpf seiner Zeit; und in welcher Periode er auch gelebt hätte, stets würde er das Geschöpf seiner Zeit gewesen sein. Wie das Schicksal es aber einmal gewollt hatte, war er der Mann der letzten dreizehn Jahre des achtzehnten Jahrhunderts und der ersten dreiundzwanzig des neunzehnten. Demzufolge gehörte er halb zur alten und halb zur neuen Dichterschule. Sein persönlicher Geschmack zog ihn, wie schon bemerkt, zu der ersteren hin, — sein Durst nach Ruhm zur letzteren; seine Talente eigneten sich gleichmäßig für beide. Sein Ruhm war ein gemeinsamer, auf welchem die Eiferer beider

Parteien (Gifford z. B. und Shelley), sich zusammenfinden konnten. Denn er war der Repräsentant, — nicht bloß Einer der literarischen Parteien, sondern beider zugleich, — ihres gegenseitigen Kampfes und des Sieges, durch welchen jener Kampf beendigt wurde. Seine Poesie füllt den ganzen ungeheuren Zwischenraum aus, welchen die englische Literatur sein Johnson's Zeit durchschritten hat. Sie berührt an dem einen Endpunkt „Pope's Versuch über den Menschen“ und an dem anderen Wordsworth's „Excursion“. Wiewohl Lord Byron immer über Wordsworth spöttelte, so war er doch, obschon vielleicht, ohne es zu wissen, der Dollmetscher zwischen jenem der neuen Schule angehörigen Dichter und der Menge. Denn in den „Lyrischen Balladen“ und in der „Excursion“ erschien zwar Wordsworth als der hohe Priester eines Kultus, dessen Idol die Natur war, und keine Gedichte haben jemals eine feinere Auffassung der Schönheit der Außenwelt, oder eine leidenschaftlichere Liebe und Verehrung dieser Schönheit offenbart. Sie waren jedoch nicht populär, und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie jemals so populär sein werden, wie es die Dichtungen Walter Scott's sind. Das Gefühl, welches in denselben durchgängig herrschte, war zu tief, um allgemeine Sympathie zu erwecken. Die in ihnen oft gebrauchte Ausdrucksweise war für das allgemeine Verständnis oft zu mysteriös. Sie verschafften ihrem Verfasser wenige esoterische Schüler, und erweckten ihm viele Spötter.

Lord Byron dagegen gründete, was man eine exoterische wordsworthische Schule nennen könnte; und alle Freunde der Poesie in England — wir möchten sagen in Europa — saßen schnell zu seinen Füßen. Was Wordsworth wie ein Einsiedler gesagt hatte, das sagte Lord Byron wie ein Weltmann, mit weniger tiefem Gefühl, aber mit größerer Klarheit, Energie und Gedrungenheit. Zum Beweise für diese Behauptung würden wir unsere Leser auf die beiden letzten Gesänge des Hilde Harold und auf Manfred hinweisen.

Die Creolen.

Ein Reisender schreibt in einer Schilderung dieses mexikanischen Stammes:

Meine schönen Landsmänninnen, welche Gefallen an diesen Schilderungen finden, werden nun von mir verlangen, daß ich sie hinter die Gardinen ein wenig sehen lasse, aber ich weiß nicht, ob ich es darf, ohne indiscret zu sein.

Man hat da Vieles zu bedenken: das Zimmer ist

nicht aufgeräumt, das Bett nicht frisch gedeckt u. s. w. — und Damen kritisiren scharfer ihr eigenes Geschlecht, als das männliche.

Einen flüchtigen Blick darf ich wohl gestatten, doch nicht zu frühe am Morgen, denn die mexikanischen Damen lieben nicht das frühe Aufstehen. Ich führe Sie an die Wohnung eines Mannes, der sein gutes Auskommen hat; es gibt viel schönere, aber auch schlechtere, ich wähle deshalb den Mittelweg. Der Fußboden des ganzen Hauses ist mit Platten belegt, die wohl verkittet sind. Im Saale und in einigen Zimmern haben die Fliesen einen gefirnißten farbigen Anstrich, so daß der Boden einem Parquetbelege gleicht. Die Wände sind ohne Tapeten, gegypst und mit Arabesken bemalt, ebenso die Decke. Das Arbeitszimmer des Hausherrn, unter dem Thorweg rechts, sieht ziemlich rauchig aus, ist voller Actenfascikel (ich glaube er ist Advokat), und einige Schreiber, mit höchst subalternen Gesichtern und wichtigen Amtsfalten, bearbeiten das Papier. Das Möblement ist höchst einfach, wie natürlich, und nur das anstoßende Cabinet, worin der Licentiat (hier zu Lande Doctor, gewöhnlicher Titel des Advokaten) selbst arbeitet, hat einen schönen Schreibtisch, einen Glasschrank mit Büchern und einige Sessel.

Wir gehen links in den Säulengang, die Flügeltür des Saals steht offen, es ist aber Niemand darin, also rasch gemustert. Der Ehrenplatz ist mit feinen Matten belegt und darüber ein Teppich, etwa vier Schuh breit vor der Polsterbank, welche an der ganzen Wand der kurzen Seite des Oblongums hinläuft. Ecktschhen von lakirtem Tannenholz sind mit Blumenvasen geziert, hinter welchen hier eine mater dolorosa, dort ein Christkind von Wachs in Glasnischen thronen. Ein modernes Sopha steht dem Estrado gegenüber, einige Tischchen und einige Duzend Stühle füllen die übrigen Wände aus. Die Fenster gehen bis auf den Boden herab, sind aber außen mit eisernem Gitter verwahrt, dessen Stäbe nach Außen gebogen sind, so daß man sich ungehindert nach der Straße umsehen kann.

In einem anstoßenden Cabinet liegt eine Stickerie, ein Gebetbuch und ein Roman von Eugen Sue; ein silbernes Kohlenbecken mit Feuer und ein Päckchen Papiercigarren daneben zeigen, daß die Damen des Hauses gerne die Sigarrito rauchen. Eine halbgeöffnete Thüre läßt uns das Innere eines Schlafzimmers sehen, ein großes Bett steht an der Wand, zu Kopf und Füßen ist die Bettstelle bogenförmig, und zeigt in ovalem Rahmen Adam und Eva und die Landung der Arche Noä in Del. Das Lager sieht appetitlich aus, mit wollendamastener Ueberdecke und Kissen von gesticktem Musselin. Eine ziemlich fette Señora sitzt auf einem mit Franssen besetzten Tigerfell auf türkische Weise (mit unterschlagenen Beinen)

drigung zu erretten. Streng genommen, kann er kein großer Dichter genannt werden. Er hatte keine sehr große schaffende Gewalt, aber große Kraft des Gedankens, große Wärme des Gefühls, und, was vor Allem wichtig war, — eine sich der Rohheit nähernde Männlichkeit des Geschmacks. Er hatte nichts zu thun mit mechanischer Versmacherei und konventionellen Redensarten. Er schrieb über Dinge, welche sein Herz in Feuer setzten. Allerdings war er nicht frei von Affectation. Aber seine Affectation war der damals herrschenden Affectation gerade entgegengesetzt. Der innere Werth seiner Gedichte ist beträchtlich. Unschätzbar aber ist das von ihm aufgestellte Beispiel der Empörung gegen ein absurdes System des Dichters. Seine Rolle ist aber mehr die eines Moses, als die eines Josua. Er begann die Befreiung aus der geistigen Gefangenschaft, ohne in das gelobte Land der Poesie zu kommen.

Während der zwanzig Jahre, welche auf den Tod Cowper's folgten, ward die Revolution in der englischen Dichtkunst gänzlich vollendet. Zu dieser Vollendung trug keiner von den Schriftstellern jener Periode, — selbst Walter Scott nicht, — so sehr bei, wie Lord Byron. Doch trug er zu diesem Erfolge wider seinen Willen bei und machte sich selber beständig darüber Vorwürfe. Alle seine Geschmäcke und Neigungen bewogen ihn für die Dichterschule, welche unterging, und gegen die Schule, welche aufkam, Partei zu ergreifen. Von Pope selber sprach er mit übermäßiger Bewunderung. Wagte er auch nicht zu sagen, Pope sei ein größerer Dichter als Shakespeare oder Milton, so deutete er doch sehr klar an, daß er denselben dafür hielt. Unter seinen Zeitgenossen veranlaßte schwerlich irgend Einer ihn zu so vielen Aeußerungen der Bewunderung, wie Gifford, der, als Dichter betrachtet, nichts als Pope, ohne Pope's Wit und Phantasie, war. Dann und wann pries er Wordsworth und Coleridge, aber ohne Freundlichkeit und Herzlichkeit. Wenn er sie dagegen angriff, setzte er seine eigene „Pilgerfahrt Harold's“ unter seine „Nachahmung der Dichtkunst des Horaz“, obgleich in Wahrheit diese seine Schrift nur ein schwaches Echo Pope's und Johnson's ist. Er erklärte bestimmt seine Billigung der dramatischen Einheiten des Raums und der Zeit — der abgeschmacktesten Gesetze, durch welche jemals Genie in Knechtschaft gehalten wurde. Irgendwo vergleicht er die Poesie des achtzehnten Jahrhunderts mit dem Parthenon, und die des neunzehnten Jahrhunderts mit einer türkischen Moschee, und rühmt, daß, obgleich er seinen Zeitgenossen bei Errichtung ihres grotesken und barbarischen Gebäudes förderlich gewesen sei, er sich doch nie mit ihnen zur Entweihung der Ueberbleibsel einer unverderbteren und anmuthsvolleren Bauart verbunden habe. An einer andern Stelle ver-

gleicht er ferner die Veränderung, welche vor dem mit der englischen Dichtkunst vorgegangen mit dem Verfall der lateinischen Poesie nach dem Zeitalter des Augustus.

„Zur Zeit Pope's“, sagt er, „war in England Alles horazisch, jetzt ist Alles claudianisch.“

Für die großen antiken Meister der Kunst hat Byron keine sehr enthusiastische Verehrung. In einem seiner Briefe gebraucht er Ausdrücke, die klar zeigen, daß er Pope's Iliade dem Original vorzog. Unter allen Dichtern ersten Ranges scheint er am meisten Dante und Milton bewundert zu haben. An Shakespeare fand er wenig oder nichts Schätzenswerthes.

Aber Byron der Kritiker und Byron der Dichter waren zwei von einander sehr verschiedene Menschen. Zwar mögen die Wirkungen der Theorie oft in der Praxis sich nachweisen lassen. Seine Sinne bewog ihn jedoch, sich dem literarischen Geschick der Zeit anzubequemen, in welcher er lebte; seine Talente würden ihn befähigt haben, sich dem Geschmack jenes Zeitalters anzubequemen. Obwohl er viel von der Verachtung der Menschheit sprach und obgleich er sich rühmte, mitten in der Beständigkeit des Glücks und des Ruhmes sich selbst vollkommen genug zu sein; so zeigte doch sein literarischer Lebenslauf nichts von jenem einsiedlerischen und ungeselligen Stolz, welchen er zu hegen, sich Schein gab. Wir können ihn uns daher nicht denken — gleichwie Milton und Wordsworth, — der Stille seiner Zeitgenossen Trotz bietend, ihren Spott erdennend, und an einem Gedicht arbeitend, mit Ueberzeugung, dasselbe werde unpopulär sein, zugleich mit der Ueberzeugung, daß dasselbe unsterblich sein werde. An einer Stelle, wo von politischer Größe die Rede ist, hat er durch einen seiner Heiden Satz aussprechen lassen, daß: „wer gern herrschen möchte, dienen muß“; und dies bezeichnete als einen Grund, in das politische Leben nicht zutreten. Dabei dachte er nicht, daß die Herrschaft, welche er in der Literatur ausübte, durch Dienstbarkeit erlangt, — dadurch erkauft worden war, daß seinen eigenen Geschmack dem Geschmack des Publikums zum Opfer gebracht hatte.

Er war das Geschöpf seiner Zeit; und in welcher Periode er auch gelebt hätte, stets würde er das Geschöpf seiner Zeit gewesen sein. Wie das Schicksal es aber einmal gewollt hatte, war er der Mann, welchen die letzten dreizehn Jahre des achtzehnten Jahrhunderts und der ersten dreiundzwanzig des neunzehnten Demzufolge gehörte er halb zur alten und halb zur neuen Dichterschule. Sein persönlicher Geschick zog ihn, wie schon bemerkt, zu der ersteren hin, sein Durst nach Ruhm zur letzteren; seine Talente eigneten sich gleichmäßig für beide. Sein Ruhm war ein gemeinsamer, auf welchem die Eiferer be-

ng, welche vor Kur-
st vorgegangen war,
en Poesie nach dem

r, „war in England
audianisch.“

ster der Kunst hegte
Verehrung. In einem
rücke, die klar zeigen,
ginal vorzog. Unter
heint er am meisten
u haben. An Spen-
chätzenswerthes.

o Byron der Dichter
erschiedene Menschen.
r Theorie oft in sei-
n. Seine Sinnesart
erarischen Geschmack
elcher er lebte; und
igt haben, sich dem
zubequemen. Wie-
ung der Menschheit

e, mitten in der Un-
s Ruhmes sich selber
igte doch sein litera-
enem einsiedlerischen
er zu hegen, sich den
s daher nicht denken,
worth, — der Kri-
d, ihren Spott erwi-
arbeitend, mit der
unpopulär sein, aber
daß dasselbe unsterb-

e, wo von politischer
einen seiner Helden
aß: „wer gern herr-
nd dies bezeichnet er
sche Leben nicht ein-
daß die Herrschaft,
te, durch Dienstbar-
worden war, daß er
eschmack des Publi-

Zeit; und in welcher
s würde er das Ge-
Wie das Schicksal
ar er der Mann der
hnten Jahrhunderts
des neunzehnten.
r alten und halb zur
fönllicher Geschmack
der ersteren hin, —
eren; seine Talente
e. Sein Ruhm war
die Eiferer beider

Parteien (Gifford z. B. und Shelley), sich zusam-
menfinden konnten. Denn er war der Repräsentant,
— nicht bloß Einer der literarischen Parteien, son-
dern beider zugleich, — ihres gegenseitigen Kam-
pfes und des Sieges, durch welchen jener Kampf
beendet wurde. Seine Poesie füllt den ganzen unge-
heuren Zwischenraum aus, welchen die englische Li-
teratur sein Johnson's Zeit durchschritten hat. Sie
berührt an dem einen Endpunkt „Pope's Versuch
über den Menschen“ und an dem anderen Words-
worth's „Excursion“. Wiewohl Lord Byron immer über
Wordsworth spöttelte, so war er doch, obschon viel-
leicht, ohne es zu wissen, der Dollmetscher zwischen
jenem der neuen Schule angehörigen Dichter und
der Menge. Denn in den „Lyrischen Balladen“
und in der „Excursion“ erschien zwar Wordsworth
als der hohe Priester eines Kultus, dessen Idol die
Natur war, und keine Gedichte haben jemals eine
feinere Auffassung der Schönheit der Außenwelt, oder
eine leidenschaftlichere Liebe und Verehrung dieser
Schönheit offenbart. Sie waren jedoch nicht popu-
lär, und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie jemals
so populär sein werden, wie es die Dichtungen Wal-
ter Scott's sind. Das Gefühl, welches in denselben
durchgängig herrschte, war zu tief, um allgemeine
Sympathie zu erwecken. Die in ihnen oft gebrauchte
Ausdrucksweise war für das allgemeine Verständ-
niß oft zu mysteriös. Sie verschafften ihrem Ver-
fasser wenige esoterische Schüler, und erweckten ihm
viele Spötter.

Lord Byron dagegen gründete, was man eine ero-
terische wordsworthische Schule nennen könnte; und
alle Freunde der Poesie in England — wir möchten
sagen in Europa — saßen schnell zu seinen Füßen.
Was Wordsworth wie ein Einsiedler gesagt hatte,
das sagte Lord Byron wie ein Weltmann, mit weni-
ger tiefem Gefühl, aber mit größerer Klarheit,
Energie und Gedrungenheit. Zum Beweise für diese
Behauptung würden wir unsere Leser auf die beiden
letzten Gesänge des Childe Harold und auf Man-
fred hinweisen.

Die Creolen.

Ein Reisender schreibt in einer Schilderung die-
ses merikanischen Stammes:

Meine schönen Landsmänninnen, welche Gefallen
an diesen Schilderungen finden, werden nun von mir
verlangen, daß ich sie hinter die Gardinen ein wenig
sehen lasse, aber ich weiß nicht, ob ich es darf, ohne
indiscret zu sein.

Man hat da Vieles zu bedenken: das Zimmer ist

nicht aufgeräumt, das Bett nicht frisch gedeckt u. s. w.
— und Damen kritisiren scharfer ihr eigenes Ge-
schlecht, als das männliche.

Einen flüchtigen Blick darf ich wohl gestatten, doch
nicht zu frühe am Morgen, denn die merikanischen
Damen lieben nicht das frühe Aufstehen. Ich führe
Sie an die Wohnung eines Mannes, der sein gutes
Auskommen hat; es gibt viel schönere, aber auch
schlechtere, ich wähle deshalb den Mittelweg. Der
Fußboden des ganzen Hauses ist mit Platten belegt,
die wohl verkitet sind. Im Saale und in einigen
Zimmern haben die Fliesen einen gefirnißten farbi-
gen Anstrich, so daß der Boden einem Parquetbelege
gleichet. Die Wände sind ohne Tapeten, gegypst und
mit Arabesken bemalt, ebenso die Decke. Das Ar-
beitszimmer des Hausherrn, unter dem Thorweg
rechts, sieht ziemlich rauchig aus, ist voller Acten-
fascikel (ich glaube er ist Advokat), und einige
Schreiber, mit höchst subalternen Gesichtern und
wichtigen Amtsfalten, bearbeiten das Papier. Das
Möblement ist höchst einfach, wie natürlich, und nur
das anstoßende Cabinet, worin der Licentiat (hier
zu Lande Doctor, gewöhnlicher Titel des A vokatens)
selbst arbeitet, hat einen schönen Schreibtisch, einen
Glaschrank mit Büchern und einige Sessel.

Wir gehen links in den Säulengang, die Flügel-
thür des Saals steht offen, es ist aber Niemand da-
rin, also rasch gemustert. Der Ehrenplatz ist mit fei-
nen Matten belegt und darüber ein Teppich, etwa
vier Schuh breit vor der Polsterbank, welche an der
ganzen Wand der kurzen Seite des Oblongums hin-
läuft. Ecktischen von lakirtem Tannenholz sind mit
Blumenvasen geziert, hinter welchen hier eine mater
dolorosa, dort ein Christkind von Wachs in Glas-
nischen thronen. Ein modernes Sopha steht dem
Estrado gegenüber, einige Tischen und einige Du-
zend Stühle füllen die übrigen Wände aus. Die
Fenster gehen bis auf den Boden herab, sind aber
außen mit eisernem Gitter verwahrt, dessen Stäbe
nach Außen gebogen sind, so daß man sich ungehin-
dert nach der Straße umsehen kann.

In einem anstoßenden Cabinet liegt eine Stüde-
rei, ein Gebetbuch und ein Roman von Eugen Sue;
ein silbernes Kohlenbecken mit Feuer und ein Päck-
chen Papiercigarren daneben zeigen, daß die Damen
des Hauses gerne die Sigarrito rauchen. Eine halb-
geöffnete Thüre läßt uns das Innere eines Schlaf-
zimmers sehen, ein großes Bett steht an der Wand,
zu Kopf und Füßen ist die Bettstelle bogenförmig,
und zeigt in ovalem Rahmen Adam und Eva und
die Landung der Arche Noä in Del. Das Lager sieht
appetitlich aus, mit wollendamastener Ueberdecke und
Kissen von gesticktem Musselin. Eine ziemlich fette
Señora sitzt auf einem mit Franssen besetzten Tiger-
fell auf türkische Weise (mit unterschlagener Beinen)

auf dem Bette und nimmt eine Tasse Chocolate, während vor ihr, auf dem Boden, eine Dinerin sitzt, einen silbernen Teller haltend, mit einem Glas Wasser darauf. Die gute Dame hat ein Tuch über Kopf und Schulter geworfen, ich fürchte aber, die krittsirenden Neugierigen bemerkten doch, daß keine Haube zu sehen war (denn die Creolinnen tragen nie Hauben), sondern: daß der Zopf den Rücken herabhäng. Auch war das Kleid nicht zugekrämpt, und hing ziemlich sackartig um den Körper.

Ein munteres Gelächter aus einem andern Zimmer läßt vermuthen, daß da junges Volk haust. Ja, das sind die Töchter; aber sonderbar: nicht eine hat das Kleid zugemacht; eine hatte sogar die Arme aus den Ärmeln, welche um die Hüften wie ein Gürtel geschlungen sind. Die Haarflechten hängen über den Rücken, die Füße sind mit seidenen Pantoffeln gekleidet, aber von Strümpfen ist nichts zu sehen. — Wozu auch? Das Klima ist ja milde! — Die baumwollenen, blau und weiß gestreiften Umschlagtücher fehlen nicht, sie verhüllen aber nicht viel.

Das junge Volk dampft lustig seine Cigarre, während eine davon auf einer Matte, auf dem Boden, sitzt, eine Dienerin hinter sich, welche das lange, glänzende Haar auskämpt.

Sehr ordentlich sieht es gerade im Zimmer nicht aus; die Strümpfe liegen auf dem Boden, auf dem Bette seidene Kleider, welche offenbar nach dem Besuche der Messe ausgezogen wurden; auf den Stühlen hängen Krepptücher und Kleider. Commoden sind keine sichtbar, wohl aber einige Koffer, welche auf hölzernen Gestellen an den Wänden stehen, als Ersatz für die mancherlei Schreine, welche das luxuriöse Europa als unentbehrliche Stücke für ein Frauengemach verlangt. Auf dem Toilettentischchen liegt es gerade nicht sehr voll von Bürstchen, Seifen, Essenzen u. dgl., wohl aber eine ganze Musterkarte von Finger-, Arm- und Ohrringen, Brochen, Kettchen und Nadelchen: tout comme chez nous.

Belauschen wir ein wenig die Mädchen, von was mögen sie reden? —

„D wüßten Sie, Doña Jesuita,“ sagte die Dienerin leise, was der schöne, junge Herr mit dem schwarzen Barte heute zu mir gesagt hat, als ich Siggarren für Ihre Frau Mutter holte; o, er ist ganz weg aus Liebe zu Ihnen.“

„Schweige, Felipa, von diesem Undankbaren, Falschen! Glaubt er, daß ich es nicht bemerkt habe, wie er glühende Blicke nach der Carmelita schoß, und wie sich ihre Augen begegneten?“

„Zufall, Fräulein; ich schwöre, er hat nur Augen für Sie.“

„Schweige, sage ich Dir! Auch sollst Du ihn auf

der Straße nicht anhören, hörst Du, er muß es fühlen, daß ich ihm zürne. Aber was hat er denn Dir zu sagen gehabt?“

„Was? Gott stehe mir bei, wenn ich das nur so prächtig herausbringen könnte, wie er es gesagt hat, daß er nur selig werden könne, wenn ihm die Heilige, die er verehere, Erhörung gewähre, daß er —“

Ein Geräusch im Corridor stört die Beichte, es ist ein Besuch, eine Dame mit ihrer Tochter, Bekannte des Hauses, wie es scheint; denn sie sehen erst in den Saal, und da sie ihn leer finden, gehen sie geradezu in das Zimmer der Hausfrau.

Hier die gewöhnlichen Begrüßungen:

„Guten Morgen, Doña Fulgencia; wie haben Sie diese Nacht zugebracht? gut? wie freue ich mich! — Und Sie, Doña Manuela? wie haben Sie diese Nacht geruht? unwohl, das bedaure ich; — aber da hätten Sie länger schlafen sollen, gewiß, Sie kommen schon aus der Kirche?“

„D nein, wir wollen erst dahin.“

„Und Ihre Kinder, wie geht es ihnen?“

„Alle gut! Aber setzen sie sich; wollen wir nicht lieber in den Saal gehen? — Mädchen, hört Ihr? kommt herüber, es sind Freundinnen da! — Mein Gott, nehmen Sie doch Platz, rauchen wir eine Cigarre. Ach, ich kann Ihnen nichts Gutes anbieten; seit mir meine Lavanos ausgegangen sind, will mir keine Cigarre mehr schmecken.“

Jetzt kommen auch die Töchter, das Umschlagtuch über Kopf und Körper wohl geordnet. Bei der Begrüßung umarmt man sich; grazios wird von der einen und andern Seite an's Herz gedrückt; geküßt wird aber nicht, wie in Deutschland, wo es oft recht widerwärtig ist, sondern das Küssen ist nur unter vier Augen Mode — und hat da eine andere Bedeutung.

Alle sitzen nieder, die Siggarren, welche mit goldenen Zängelchen gefaßt werden, damit sie die Finger nicht färben, ringeln Dampf wölkchen, die Unterhaltung segelt mit frischem Winde von der Gesundheit zur Kirche, zum Theater und Puzé; hier trennen sich die alte und neue Welt, und während letztere auf dem Ballé herumspringt, ergeht sich erstere auf dem beliebten Felde der Klagen über die Dienstboten.

Lassen wir sie beschäftigt, und untersuchen unterdessen das Hauswesen. Das Zimmer der Wäscherin steht offen, Weißzeug liegt zum Plätten auf dem Tische, die Eisen stehen zum Erwärmen auf großen thönernen Kohlenbecken, aber die bewegende Kraft ist eben in die Küche gegangen, um in der Gesellschaft eine Cigarre zu rauchen.

(Schluß folgt.)